

Radoje Domanović

(1873-1908)

Das Osterfest des Sängers

Eine Erzählung

(Belgrad, 9. April 1899)

Aus dem Serbischen*

von

Erika Beermann

Weimar (Lahn)

Ostern 2023

Copyright der deutschen Übersetzung

Erika Beermann**

* <https://domanovic.org/2014/10/06/pevac-ev-uskrs/>

** <https://www.bernd-von-der-walge.de/autoren-s%C3%BCd-ost/radoje-domanovi%C4%87/>

Offenburg, 7. April

Danke!!! Liebe Frau Beermann,
für diesen Karfreitagstext. Er
hat mich sehr beeindruckt. Hät-
te der Autor auf Deutsch schrei-
ben können, dann hätte er seine
Worte genau so gesetzt. Wäre
ich noch beim Funk, hätte ich
den Serben aufnehmen lassen.

Danke!!

Mit Gruß,

Ihr

Gerhard Adler

Er ist in diesem Ort, wo er erst seit drei Monaten lebt. Keinem hat er erzählt, woher er gekommen ist, und zweifellos hat ihn auch niemand nach seiner Herkunft gefragt. Wer sollte ihn im Übrigen auch fragen? Er singt schön und schlägt dazu die Tambura, das ist die Hauptsache. Eine fröhliche Gesellschaft kommt zusammen und ruft nach Pera. Die Tambura erklingt, er beginnt zu singen, sagen wir: „Kein größeres Leid gibt's als die Liebe, doch immer wieder trifft Liebe auf Liebe!“, oder irgend etwas in der Art, und wem würde es da beim Wein und solchem Gesang in den Sinn kommen, Pera zu fragen, woher er kommt und was ihn hierhergeführt hat.

Ich glaube, auch dir, lieber Leser, wäre wenig an seiner Herkunft gelegen und nicht einmal an meiner Geschichte hier, wenn du bloß den Klang seiner Tambura hören könntest und seine wohlklingende, starke Stimme. Wenn er ein Lied anstimmt, das zu Herzen geht, dann ver-

gisst man, wer man ist und was man ist; man gibt sich ganz den Klängen hin, die einen trunken machen, bald mit süßer Schwermut und Sehnsucht, bald mit stürmischer Fröhlichkeit, und die Seele erbebt und überlässt sich, beerauscht von diesen Empfindungen, auf Gnade und Ungnade den Klangwellen, die sie mit sich davontragen, wohin sie wollen.

Nun, da er aber jetzt nicht da ist, um ein Lied anzustimmen, können Sie gestatten, dass wenigstens ich von ihm erzähle.

Er ist nicht zufällig in diesen Ort gekommen, wo ihn keiner kennt. Das musste so sein. Pera ist der Sohn recht vermöglicher Eltern, die er in seinem achtzehnten Jahr verloren hat. Als er volljährig wurde, heiratete er, nahm sein Erbe an und fing an, Handel zu treiben. Er war jung, naiv, ungeschickt, gutherzig und vertrauensselig gegenüber jedermann, und die Gesellschaft war schlecht, missbrauchte diese seine guten Seiten,

und so ist es überhaupt nicht verwunderlich, dass sein gesamter Besitz, als er die Dreißig erreicht hatte, für Schulden verkauft wurde und er als armer Mann mit Frau und vier kleinen Kindern dastand. Die Freunde und Bekannten verließen ihn, und er blieb sich selbst überlassen.

Ein Handwerk hatte er nicht gelernt, doch er musste seine Familie ernähren. Das einzige, was er konnte und worauf er sich verstand, war, die Tambura zu schlagen und schön zu singen. Die Fehlschläge seines Lebens erfüllten sein an sich heiteres und fröhliches Gemüt mit Schmerz und Trauer, und gerade diese reine, aufrichtige Trauer verlieh seiner Stimme ihren ungewöhnlichen Zauber.

*

Und er verließ seinen Geburtsort und zog in die Welt, um mit seiner Trauer die Menschen zu erheitern. Mehrere Jahre lebte er bereits von diesem bitteren Verdienst, indem er so durch Orte zog, wo ihn niemand kannte.

Trotz allem ertrug er sein schweres Los tapfer; wenn er für die anderen sang, gab er sich selbst mit ganzer Seele dem Lied hin, so dass er für einen kurzen Augenblick alle Kümmernisse vergaß. Ein lebendiger Mensch gewöhnt sich an alles, und so gewöhnte auch er sich daran, mit wenig zufrieden zu sein, und verdiente das wenige, was er zum Leben brauchte. Wenn er nicht arbeiten konnte, dann nähte seine Frau Wäsche für die Reichen und verdiente so etwas dazu.

Doch vor einem Monat war seine Frau erkrankt. Gerade hatte sie sich wieder erholt, da wurde ein Kind krank. Er hatte sogar ein wenig Ersparnes besessen, doch das war alles für Medizin während der Krankheit seiner Frau aufgebraucht worden. Jetzt hatte er schon mehrere Tage gar nichts mehr verdient. Nur für Brot konnte er noch beim Bäcker anschreiben lassen.

Karsamstag brach an, und er hatte die ganze Nacht kein Auge zugetan. Auch seine Frau war wach, doch sie wechselten

bloß ein paar Worte. Sie saßen im Dunkeln da, am Bett ihres kranken Kindes, das stöhnte, schluchzte und zuweilen mit den Lippen schmatzte.

Im Osten wurde es bereits hell, und im Zimmer begannen sich die unklaren Konturen der Gegenstände abzuzeichnen. Auch die beiden konnten im Halbdunkel einander sehen, und jeder zitterte vor schwarzen Ahnungen und Gedanken. Draußen fiel ein leiser Frühlingsregen; die Hähne verkündeten flügelschlagend und krähend die Morgenröte. Auf der Straße ließen sich bereits Stimmen und das Blöken der Lämmer vernehmen, die von den Dorfbewohnern zum Verkauf getrieben wurden. Die Fenster der Nachbarwohnung waren hell erleuchtet, und durch die zugezogenen Vorhänge sah man Schatten: bald eine Hand, bald einen Kopf, bald einen ganzen Körper. All das empfand Pera wie eine Verheißung irgendeines Unglücks, wie eine Bestätigung seiner armseligen und quälenden Lage. So erschien es ihm.

Das Blöken der Lämmer wurde immer stärker, und der Stimmenlärm von der Straße schwoll immer mehr an.

„Die kaufen Lämmer. Heute wird jeder ein Lamm kaufen!“ dachte er bei sich, und seine Gedanken entführten ihn in die Vergangenheit, in sein Elternhaus.

Er hatte damals zu dieser Zeit im Bett gelegen und durch die offene Tür in die Küche gesehen, wo seine Mutter im Kerzenlicht Kuchenteig knetete. Als sähe er ihr sanftes, rundliches Gesicht leibhaftig vor sich, ein Kopftuch unter dem Kinn zusammengebunden; jede ihrer Bewegungen stand ihm vor Augen. Die Außentür ging auf, und sein Vater kam herein und erzählte, was für ein gutes Lamm er gekauft hatte, und er, der Junge, sprang aus dem Bett, zog sich hastig an und stürzte hinaus, um das Lamm zu streicheln und sich aus dem großen Korb das schönste und festeste Ei für das Ostereier-Schlagen auszusuchen.

Eine Eisenbahn kreischte am nahegelegenen Bahnhof, und dann hörte man

jenes monotone Tuckern. Pera wünschte sich nichts sehnlicher, als irgendwohin wegzulaufen, weit weg – vielleicht in seine Vergangenheit.

Das Kind schluchzte wieder auf und begann weinend zu stammeln:

„Mutter, Milan hat mir mein buntes Ei weggenommen! ...“

„Still, mein Schatz; Mutter wird dir ein anderes geben“, sagte die Frau, um das Kind zu beruhigen. Sie küsste es, und Tränen tropften auf die heiße Stirn des Kindes.

„Mein armes kleines Kind!“ flüsterte Pera, und in diesem Moment erinnerte er sich an seine eigene Kindheit und seine Freuden an diesen Tagen, an seine Eltern: Er erinnerte sich, wie er sich selber auf diesen Tag vorbereitet hatte, als er noch vermögend gewesen war, und es fiel ihm bleischwer auf die Seele wie noch niemals zuvor. Er konnte kaum noch atmen, der Schweiß brach ihm aus und bedeckte seine Stirn, der Mund wurde ihm trocken; etwas würgte ihn

in der Kehle, seine Brust war wie hohl, und ein paar Tränen rollten ihm über die Wangen.

Aus der Nachbarwohnung hörte man Türeenschlagen und -quietschen und dann ein gleichmäßiges Schlagen wie beim Kneten von Teig, dann das Klingeln von Kupfergeschirr ...

Das kranke Kind fing wieder an zu weinen. Auch die übrigen Kinder begannen zu erwachen.

„Heute muss sich Geld finden“, zischte die Frau weinend, wütend, und dabei hätte sie selber nicht zu sagen gewusst, auf wen.

Auch Pera schien es wirklich so, als ob es sich finden könnte, wenn er sich bloß bemühte. Er ärgerte sich über sich selbst, dass er nicht schon irgendwo hingegangen war, sondern „die Zeit mit untergeschlagenen Armen verträdelte“ hatte.

Er verließ das Haus nahezu in der festen Überzeugung, er werde viel ausrichten können.

Er ging durch die Straßen und wusste

selber nicht wohin, doch trotzdem war ihm leichter ums Herz, „weil er sich bemühte“, eine Gelegenheit zu finden; aber hätten Sie ihn gefragt, an was für eine Art Gelegenheit er denke, hätte er Ihnen das nicht zu sagen gewusst.

Überall, wohin Sie sich auch wenden, sehen Sie eilige Vorbereitungen für den morgigen großen Feiertag. Hier und da ist schon alles fertig, und bloß eine Frau putzt noch mit umgebundenem Kopftuch die Fenster; mancherorts hat man alle Sachen auf den Hof getragen, das Zimmer ist längst frisch gestrichen, und jetzt wird der Fußboden gescheuert; hier wiederum hört man aus dem Haus ein metallisches Geräusch – da werden Zuckerstücke zerstoßen oder Nüsse; dort wieder duftet es nach frisch geröstetem Kaffee; gegenüber in einem anderen Haus sehen Sie, wie die Tür aufgeht und ein Junge mit einem Kuchentablett herauskommt, und die Hausfrau mit aufgekrempelten Ärmeln ruft ihm nach: „Er soll nicht zu lange backen wie letztes

Mal!“ In einem Hof sehen Sie, wie sich Kinder versammelt haben, um beim Abziehen des Lammes zuzusehen. Überall riecht es nach roter Farbe, und Sie sehen Kinder sich um die Mutter scharen, um zuzusehen, wie sie die Eier färbt, und sich schon um jedes streiten.

Auf der Straße herrscht regelrechter Trubel. Überall blöken Lämmer. Um jede Herde sind zwanzig, dreißig Käufer versammelt. Da wird gerufen, geschätzt, gefeilscht, gewogen. Wohin Sie sich auch wenden, stoßen Sie auf jemanden, der ein Lamm auf dem Rücken oder auf dem Arm trägt, oder jemanden mit einem Fass Wein oder einem Korb voller Sachen; die Handwerksgesellen tragen neue Schuhe und Anzüge. Die Märkte sind voll: Die einen kommen, die anderen gehen, und jeder trägt etwas neu Erworbenes unter dem Arm, in Papier gewickelt, und eilt nach Hause, um auszuprobieren, wie es ihm steht. Die Männer, die mit ihrer Arbeit fertig sind, sitzen vor den Wirtshäusern, schlürfen

Kaffee und unterhalten sich darüber, wer was für ein Lamm gekauft und was für einen Wein er besorgt hat; sie planen im voraus den Ablauf des Festes, und in ihren Gesichtern lesen Sie außergewöhnliches Glück und Vergnügen.

Wohin Sie auch schauen, alles ist anders als sonst. Selbst in den Wirtshäusern ist eine Veränderung zu merken. Auch hier werden die Fenster geputzt, der Fußboden gewischt, die Tische hinausgetragen, und die Gäste sitzen draußen oder in einem Raum, der bereits geputzt ist. Und keiner ärgert sich; jeder findet selbst an diesen Veränderungen noch einen besonderen Reiz. Selbst Onkel Todor, der alte Lebensmittelhändler, den Sie sonst stets vor seinem Laden sehen, wie er gebeugt und finster schweigt und den Rosenkranz durch die Hände gleiten lässt, hat den Jüngeren den Verkauf im Laden überlassen und sitzt, entgegen seinen Gepflogenheiten, vor einem Wirtshaus, hat Kaffee bestellt und, was noch merkwürdiger ist, einige Bege-

benheiten aus seiner Jugend zu erzählen begonnen, und dabei würde jeder, der ihn von den Arbeitstagen her kennt, meinen, dass er ganz verlernt hätte zu sprechen, geschweige denn zu scherzen. Ach, aber solche Tage verändern einen Menschen.

Und gerade solche Tage, wenn alles fröhlich ist, sind am schwersten für denjenigen, dessen Seele kummergeplagt ist, wie für den armen Pera.

Er irrte unentwegt durch die Straßen. Er betrachtete alles um sich her, als wäre er dazu verpflichtet, und dabei stimmte ihn die allgemeine Freude immer trauriger und verletzte, quälte ihn regelrecht. Einmal mischte er sich auch da unter die Leute, wo Lämmer gekauft wurden, und sah zu, wie die anderen kauften. Da fiel ihm ein, wie ihn sein Kind gefragt hatte: „Wann gehen wir ein Lämmchen kaufen?“, und er spürte einen Kloß im Hals, und Tränen rannen ihm wie von selber aus den Augen; ihm war, als schauten ihn alle an, als wüssten

sie, dass er kein Geld hatte und dabei einst ein vermögender, reicher Mann gewesen war, und verlachten ihn deshalb; da überkam ihn die Scham. Minutenlang stand er so da mit gesenktem Kopf, wagte nirgends hinzusehen, dann stahl er sich aus der Menge und atmete regelrecht auf.

Von Zeit zu Zeit stieß er auf jemanden, der ihn voller Freude fragte:

„Wollen wir morgen ein Liedchen singen ...?“

„Da ich kein Geld habe, würde ich's auch jetzt schon, bloß um ein paar Groschen zu bekommen!“ erwiderte Pera mit tiefer, dumpfer Stimme.

„Ha, ha, ha! ... Was sagt man dazu, schon jetzt ... ha, ha, ha! ... Pera, Pera ... Ha, ha, ha! ... Was sagt man dazu, schon jetzt würde er!“ sagte der andere vergnügt (und immer noch im Scherz) lachend, auf jene besondere Art, wie Leute lachen, die entschlossen sind, zu bestimmten Gelegenheiten fröhlich und sorglos zu sein, und darum über alles lachen. Er hatte

Peras Worte überhaupt nicht begriffen.

So verbrachte Pera den ganzen Tag. Nach Hause zu gehen wagte er nicht, denn ihm war, als würde er dann irgendeine gute Gelegenheit verpassen, die ihm helfen könnte, sich aus seiner schwierigen Lage zu retten.

Und der Abend begann anzubrechen. Die Leute eilten nach Hause, der Tageslärm verstummte. Durch die Dämmerung sah man noch verspätete Bauern unterwegs. Die einen trieben ihre übriggebliebenen Schafe vor sich her, mit denen sie die Lämmer hergetrieben hatten, und andere trabten auf einem Pferd dahin, die Satteltaschen voller Sachen, und eilten fröhlich heimwärts. Man hörte das Klappern der Pferdehufe und das traurige Blöken der Schafe, die ihre Lämmer verloren hatten und sie mit ihrem Blöken suchten.

Wie selbst ein Schaf um sein Junges trauert! dachte Pera und besann sich seines kranken Kindes, und da presste es ihm schmerzhaft das Herz zusammen,

und Tränen traten ihm in die Augen. Und was will ich, was brauche ich? Wenn Gott bloß das Kind am Leben lässt. Ist mir etwa nach Feiern, und das Kind ist sterbenskrank? Sieh mal an, wie selbst ein Schaf um sein „Kind“ trauert, dachte er weiter, und plötzlich machte er kehrt und stürzte förmlich nach Hause.

Vielleicht ist das Kind gestorben!, fuhr es ihm durch den Kopf, und er sah sein bleiches, totes Kind vor sich, seine Frau, wie sie sich an die Brust schlug und sich die aus den Flechten gelösten Haare raufte, und die übrigen Kinder, abgerissen und hungrig, weinend, wie sie sich in einer Zimmerecke zusammendrängten, und das Zimmer dunkel, die Gegenstände kaum im Mondschein zu erkennen. Bei diesem Gedanken blieb er stehen, er spürte, wie ihn etwas messerscharf ins Herz traf. Ihm wurde schwach, er schwankte, seine Knie wurden weich, seine Kehle brannte, die Stirn war eiskalt, ein Schauer überfuhr seinen ganzen Körper, und er erbehte.

Die Fenster der Wohnungen waren beleuchtet. Wieder sah er sich Schatten bewegen: bald eine kleine Kindergestalt, bald eine große, männliche, bald nur eine Hand, bald zwei, drei Kinderköpfe, bald einen Frauenkopf mit Kopftuch.

Alles ist glücklich und zufrieden, dachte er, nicht nur, weil er die Schatten sah, sondern weil ihm war, als höre er Lachen, Scherzen, fröhliche Gespräche; als hörte er Kinder die Mutter bald dies, bald das fragen: Wann es endlich Morgen wäre, und ob sie den neuen Anzug tragen würden, und wieviele Eier sie bekommen sollten, und ob sie, sobald es Tag wäre, Kuchen essen und zusehen dürften, wie das Lamm am Spieß gebraten würde. Darüber versank er unwillkürlich wieder in seiner Kindheit, und all diese Freuden, sämtliche Eindrücke, jede Kleinigkeit, jedes Wort von ihm und seinen Eltern wurden in seiner Erinnerung lebendig. Neben diesem schönen Bild aus der Vergangenheit stand das bleiche, furchtbare Bild der Gegenwart. Er wandte

den Kopf davon ab, erschrak davor, wollte es verscheuchen, um nur die Vergangenheit zu sehen, doch wie zum Trotz wurde es immer klarer und klarer, und das Bild der Vergangenheit immer blasser und blasser. Vor seinen Augen blieb ihm bloß das Bild der bitteren Gegenwart, und jenes aus der Vergangenheit wich höher und höher zurück, bis es sich in der Ferne verlor und kaum noch als ein dunkler Fleck zu sehen war, der immer größer und größer wurde und sich immer näher und näher auf ihn zu bewegte. Pera starrte darauf, und einige seiner alten Bekannten schienen von dort aufzutauchen und schadenfroh zu lachen und zu rufen: „Lauf nach Hause, du Unglücksrabe, dein Kind liegt im Sterben! Was rennst du durch die Straßen wie ein Irrer?“ Und Pera riss sich förmlich los von diesem widerwärtigen Gelächter und eilte wieder nach Hause. Bald darauf verwirrten sich erneut seine Gedanken, die Vergangenheit tauchte wiederum auf, und die Trau-

er legte sich ihm noch schwerer aufs Gemüt. Er hatte Angst, heimzugehen: Er spürte, dass er die ganze Schwere der furchtbaren Wirklichkeit nicht würde ertragen können, zumal diese Schrecken ihn ausgerechnet zu Ostern ereilten, dem Tag, mit dem so viele Erinnerungen der Freude, des Glücks und des Vergnügens verbunden waren.

*

Die Krankheit des Kindes hatte sich verschlimmert. Im dämmrigen Zimmer traf er seine Frau bitterlich schluchzend an, am Kopfende des kranken Kindes, das im Schlaf jammerte, mit den Zähnen knirschte, sich verkrampfte und überstürzt, unverständlich etwas stammelte. Das kleinste Kind war weinend eingeschlafen und träumte nach vielem Weinen von einem neuen Kleidchen (wie es das an einem Nachbarsmädchen gesehen hatte) und einem bunten Ei, und schließlich von einem Abendessen; die beiden älteren kleinen Männer waren wach und saßen am Fußende des kran-

ken Schwesterchens, laut weinend das Schluchzen der Mutter ergänzend.

Die Strahlen des Mondes, die durch die blühende Birke vor dem Fenster fielen, erhellten das dunkle Zimmer stellenweise und verliehen dem ärmlichen Bild der Familie ein noch traurigeres Aussehen.

*

Im Morgendämmern ertönten die Klänge der Kirchenglocken und verkündeten den Gläubigen die Auferstehung Christi. Die Kinder schliefen noch. Der älteste kleine Mann lachte über etwas im Schlaf, und das kranke Kind, erschöpft vom Schmerz, stöhnte und atmete schwer, und bei ihm saßen die Eltern wie zwei Säulen: stumm, leblos, ausdruckslos. Auf den Glockenklang hin zuckte die Frau zusammen, erhob sich von dem Bett und kniete, nach Osten gewandt, wo auch die Sonne aufging, am Fenster nieder; mit gefalteten Händen und den Blick zum Himmel gerichtet, begann sie leise ein Gebet zu flüstern. Der Abglanz

der Morgenröte beschien ihr bleiches, welches Gesicht. In diesem Moment sah sie aus wie eine Heilige.

Sie beendete ihr Gebet, und beruhigt, regelrecht erfrischt, bekreuzigte sie sich mehrmals, stand auf, und in der festen Überzeugung, dass es ihrem kranken Kind jetzt besser gehe, trat sie an sein Bett, küsste es und benetzte es mit schweren Tränen, und sie flüsterte:

„Oh Gott, ich verlange weiter nichts mehr, aber wenigstens am heutigen Tag, wo du allen so reichlich Glück schenkst, hilf diesem kranken Kind! ... Oh Gott, ich bitte dich, vergib auch uns Armen all unsere Sünden ...“ Nach diesen Worten bekreuzigte sie sich erneut, und die Tränen liefen ihr über die Wangen.

Ihr Gebet hatte gleichsam auch Pera erfrischt, so dass er sich regelrecht belebte wie von den Toten auferstanden; er bekreuzigte sich und flüsterte auch selbst: „Oh Gott, vergiss mich nicht!“

Die Sonne gewann an Wärme und vergoldete regelrecht die Natur und ver-

mehrte die allgemeine Freude über die Auferstehung Christi. Auf den Straßen begann schon das Gedränge, Umherlaufen und Rufen der Kinder und das frohe Grüßen glücklicher Menschen:

„Christus ist auferstanden!“

„Gott ist gut!“, sagte die Frau, irgendwie beruhigt durch ihr aufrichtiges Gebet. „Er wird auch auf uns herabschauen ... Heute ist überall Freude und Fröhlichkeit, da wirst du ein paar Münzen verdienen können, und Gott wird auch das Kind wieder gesund werden lassen!“

Pera fuhr bei diesen Worten auf. Er war in seine Gedanken versunken gewesen. Vor seinen Augen waren wieder die Bilder aus der Zeit seiner glücklichen Kindheit vorbeigezogen, und daneben die traurigen Bilder der Gegenwart – die eiskalte, furchtbare Wirklichkeit. Er hatte gerade daran denken müssen, wie glücklich er als Kind um diese Zeit bei seinen Eltern gewesen und bald hierhin, bald dorthin gelaufen war: Er hatte gesehen, wie das Lamm gebraten wurde,

seinen Nachbarn Mikica gerufen, um mit ihm das Eier-aneinander-schlagen zu spielen, hatte froh seinen neuen Anzug betrachtet und das Geld gezählt, das ihm sein Vater gegeben hatte, damit er auf dem Basar bei der Kirche Limonade trinken und Zuckerwerk kaufen konnte. Unterdessen begannen vor dem Haus Musikanten aufzuspielen, und er stürzte hinaus, und dazu versammelte sich noch eine Kinderschar. Seine Mutter ging hinaus und brachte den Musikanten Schnaps, Wein, Fleisch und Kuchen, und dann gab sie noch jedem ein gefärbtes Ei, und der Vater gab ihnen Geld.

Aus solchen Erinnerungen hatte ihn seine Frau mit ihren Worten gerissen, so dass er auffuhr, und mit erstickter Stimme, mit der einer spricht, der an sich halten muss, um nicht in Tränen auszubrechen und laut zu schluchzen, brachte er gerade noch hervor:

„Das kann ich! ...“

Das Kind atmete immer schwerer und schwerer. Pera bekreuzigte sich erneut,

ging zu der Wand, wo seine Tambura hing, nahm sie in die Hände und klemmte sie sich unter den Arm, dann öffnete er schweigend die Tür und verließ das Zimmer. Eine Träne rollte ihm über die Wange. Die frische Luft des Frühlingsmorgens belebte ihn, und er fasste sich, wischte sich die Träne ab und murmelte bei sich selbst:

„Das ist schließlich meine Arbeit, und ich muss ja auch für meine Familie arbeiten.“

*

Als er im Wirtshaus erschien, wurde er von einer fröhlichen Schar junger Männer mit lauten Rufen empfangen. Am Tisch saßen einige junge Männer. Sie aßen zu Mittag, tranken Wein, stießen mit den Gläsern an und sangen leise vor sich hin.

Sie machten Pera Platz bei sich und rückten Wein, Fleisch, Eier und Kuchen zu ihm hin, „damit er sich erst einmal stärkt und dann richtig bei Stimme ist“.

Pera nahm ein Stück Fleisch, steckte es in den Mund, doch er konnte es nicht schlucken. Etwas schnürte ihm die Kehle zu, und er legte den ganzen Bissen zurück.

„Soll ich etwa so reichlich von allem essen, und die dort haben nicht einmal Brot im Hause!“ fuhr es ihm durch den Sinn, und vor seinen Augen erstand das ärmliche Bild seiner Familie.

„Iss, Mensch; trink den Wein! ... Willst du Schnaps? ... Kellner, bring ihm, was er will!“ riefen die gutaufgelegten Trunkenbolde.

Danach stießen sie wiederum an.

„Auf ihre Gesundheit!“ rief einer und neckte seinen Freund mit dessen Liebster.

Lautes Gelächter erscholl. Die Gläser wurden auf einen Zug geleert.

„Sing dieses 'Kein größeres Leid gibt's als die Liebe!' ...“ rief einer. „Nein, nein, das andere: 'Ach Liebster, warum kommst du nicht mehr zu mir!' ...“ „Lass ihn, soll er singen, was er will, denn

dann singt er am besten“, schlug ein Dritter vor.

Man brachte Pera Schnaps. Er hatte ihn verlangt, obwohl er nie welchen getrunken hatte. Er trank drei, vier Gläschen auf einen Zug, um sich für das Lied zu stärken. Er musste doch etwas verdienen.

Er schlug in die Saiten, leise Töne erklangen.

„Nicht das, nicht das! ... Etwas Lustiges, oder irgendein Liebeslied! ...“

Er begann zu raten, was er singen sollte, und beschloss, dieses anzustimmen:

„Wie im Nebel erscheint mir Travnik ...“

„Sing weiter! ...“ „Sing! ...“

„Ich muss Geld verdienen! ...“ dachte Pera bei sich, und vor seinen Augen erschien wieder das Bild seiner ärmlichen Familie, und dabei erzitterten seine Nerven vor Ungeduld, wann er sie mit dem verdienten Geld erfreuen würde. Das verlieh ihm Kraft, er strengte sich an und ließ seine Stimme ertönen, doch diese war dumpf, erstickt, weinerlich und kaum zu hören ...

„Aber Pera, so etwas?! ...“ „Das ist nicht gut ...“ „Besser ...“ „Mit Pera ist es vorbei ...“ „Er kann nicht mehr singen ...“ begannen einige Bemerkungen zu machen ...

„Vielleicht liegt das arme Kind schon im Sterben, und ich singe!“ fuhr es ihm durch den Kopf.

„Etwas anderes, schnell, etwas Fröhliches! ...“ riefen andere. Peras Stimme wurde jedoch immer dumpfer, erstickter, und ähnelte mehr einem Stöhnen als einem Lied.

Alle sahen ihn an, und er war ganz bläulich im Gesicht, seine Lippen zitterten, die Augen tränkten, und sein Adamsapfel bebte. Alle verstummten. Eine sonderbare Stille breitete sich aus, die noch schlimmer auf Pera wirkte.

Seine Hand sank herab, die letzten Akkorde verloren sich in der sonderbaren Stille, der Kopf fiel ihm auf die Brust, und dicke Tränen flossen ihm über die Wangen.

Pera erstickte fast vor Weinen und schluchzte laut.